

# SYMPOSIUM



## Ach, Heidelberg: Beziehungsvolle Vergangenheiten\*

M. RAINER LEPSIUS

Irgendwann gab es goldene Zeiten kultureller Intensivität. Um die letzte Jahrhundertwende müssen sie geherrscht haben – zumindest an einigen Orten. Zu diesen gehörte nach inzwischen verdichteter Meinung auch Heidelberg. Wien lebte durch Sezessionen auf allen Kulturgebieten, München leuchtete durch Sterne der Klein- und Musikkunst, Berlin befreite sich durch den Expressionismus, Heidelberg grübelte über Wertsphären. Überall wurde ein Stück Moderne geformt in Bildern, Tönen, Gedanken und Bewegungen. Das Heidelberger Milieu war von allen das engste. Um 1880 lebten in der Stadt rund 25 000 Menschen in kleinbürgerlichen, handwerklichen und agrarischen Verhältnissen. Landschaftliche Reize, die Schloßruine und die zu Anfang des 19. Jahrhunderts erneuerte Universität zogen Fremde und Studenten an. Ihnen verdankt die Stadt eine immerwährende Nostalgie. Alles war fußläufig erreichbar und von der Schloßterrasse zu überblicken. Die Universität stand im Mittelpunkt, und auch sie war überschaubar, ihre Professoren waren sichtbar in den Hörsälen und auf den Straßen, ihre Studenten waren integriert in Zirkeln und Verbindungen. Heidelberg hatte vor dem Ersten Weltkrieg durchschnittlich 2 300 Studenten, im Sommer immer etwa 300 mehr als im Winter. Vor allem norddeutsche Juristen verbrachten gerne einen heiteren Sommer in Heidelberg oder in Freiburg. Die Universität wurde von etwa fünfzig Ordinarien getragen: sechs Theologen, sieben Juristen, zehn Naturwissenschaftlern, zwölf Medizinern und sechzehn in der Philosophischen Fakultät. Man kannte sich. Die Wissenschaftsgeschichte hebt immer nur wenige Personen hervor, und wenn sich der Blickwinkel auf die Kulturwissenschaften verengt, tritt rasch *Max Weber* in den Mittelpunkt. Der Mythos von Heidelberg verdichtet sich dann zum Mythos um *Max Weber*. So auch im vorliegenden Heidelberg-Lesebuch. Ach, Heidelberg: *Max Weber* und kein Ende!

Der Band trägt den Untertitel: „Zur Topographie der ‚geistigen Geselligkeit‘ eines ‚Weltdorfes‘: 1850-1950“. Von seinen zwanzig Aufsätzen beziehen sich fünfzehn auf die zwei Jahrzehnte vor dem Ersten Weltkrieg, sechs befassen sich unmittelbar mit *Max Weber* und sieben mit Personen aus seinem Umkreis: mit *Win-*

---

\* Erster von vier Beiträgen zu *Hubert Treiber/Karol Sauerland* (Hrsg.), *Heidelberg im Schnittpunkt intellektueller Kreise. Zur Topographie der „geistigen Geselligkeit“ eines „Weltdorfes“: 1850-1950*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1995, 563 S., kt. DM 72,-

*delband, Gundolf, Stepun, Lask, Lukács, Lederer.* Tatsächlich handelt es sich also um Beiträge zu intellektuellen Diskursen, die zwischen 1895 und 1915 in Heidelberg stattfanden. Aber handelt es sich auch um eine Topographie der „geistigen Geselligkeit“? Eine Topographie ist die Vermessung eines Geländes, die Erfassung aller Formen und Gegenstände in einer kartographischen Darstellung. Das „Weltdorf“ wird in diesem Band nicht vermessen. Der „Mut zur Lücke“ tröstet die Herausgeber, und *Karol Sauerland* versucht, in seiner Einleitung den größeren Kontext zu skizzieren. Es fehlen die Juristen und die Theologen, es fehlen aber auch die Naturwissenschaftler und die Mediziner. Und das hat Konsequenzen für die Erfassung der „geistigen Geselligkeit“. So fehlen mit *Ernst Troeltsch* die wichtige Verbindung zwischen Theologie, Religionswissenschaft und Religionssoziologie, mit *Georg Jellinek* und *Karl von Lilienthal* die Debatten im Staatsrecht und im Strafrecht, mit *Ludolf von Krehl, Hans Gruhle* und *Karl Jaspers* die Linie von der Psychopathologie zur Psychologie und Philosophie, alles für Heidelberg besonders charakteristische Themen „geistiger Geselligkeit“. Es werden nur wenige Häuser und Straßen des „Weltdorfes“ vermessen, im wesentlichen drei: der Neukantianismus von *Windelband* über *Weber* zu *Lask* mit dem Renegaten *Lukács*, die Gründer der Internationalen Zeitschrift für Philosophie der Kultur, LOGOS, und ihre russischen Freunde (*Richard Kroner, Georg Mehlis, Nikolai von Bubnow, Sergius Hessen, Fedor Stepun*) und *Stefan George, Friedrich Gundolf* und ihr Kreis. *Max Weber* ist in allen drei Kreisen präsent, mal zentral, mal peripher. So gewinnt dann über ihn das Lesebuch seinen Zusammenhang. Die Autoren zeigen in unterschiedlicher Dichte die persönlichen und thematischen Verknüpfungen des „geschachtelten“ (der Ausdruck stammt von *Corinna Sombart*, vgl. 87) Heidelberger Milieus.

Gefallen hat mir der Beitrag von *Hubert Treiber*, der mit *Fedor Stepun* einen Milieuzugang hat, der die Jahre vor dem Ersten Weltkrieg mit den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg verbindet. Er war ein Grenzgänger, überschritt die russisch-deutsche Grenze zweimal und überstand aufrecht die bolschewistische und nationalsozialistische Revolution. Zwischen Bildung und Leben öffnete sich für ihn kein Konflikt, er war gebildetes Leben oder lebendige Bildung jenseits der aktuellen Kultur- und Zeitkrisen. Er war ein gelernter Schauspieler, stilisierte sich in der Weisheit Rußlands und distanzierte sich mit Gesten der linken Hand von Raum und Zeit. Insofern gehört er nicht in das Heidelberger Zentrum, das sich abarbeitete an den Oppositionen zwischen den Wertsphären, das sich nach „organischer Einheit“ sehnte und sich zugleich zu den gegensätzlichen Kulturwerten bekannte.

Während *Treiber* mit seinem Aufsatz den Bogen von den Vorkriegsdekaden in die Jahre nach 1945 schlägt, führt uns *Guenther Roth* in die Zeit der napoleonischen Kontinentalsperre. Die Familienverhältnisse und englischen Geschäftsverbindungen der Vorfahren *Max Webers*, der gewonnene Reichtum und die romantischen Beziehungen einzelner Familienmitglieder zu Heidelberg erklären zwar, warum die Großmutter *Max Webers* 1846/47 dort ein Haus bauen konnte und wollte, doch mit den Diskursen um die Jahrhundertwende hat das nur sehr indirekt etwas zu tun. *Roths* Beitrag weckt aber Neugier und die Erwartung, er möge seine Studien in nicht allzuferner Zeit gesondert präsentieren. Unendliche Geschichten über deutsch-englische Geschäfte, Familienstrukturen und Kulturverflechtungen hat er bereits erforscht, aber auch neue Erkenntnisse über die politischen Orientierungen und Tätigkeiten von *Max Webers* Vater sind zu erwarten. Ob am Ende dann *Max Weber* als „would-be Englishman“ ersteht, mag heute offen bleiben.

Gut repräsentiert sind drei bedeutende jüngere „Heidelberger“, die im kulturwissenschaftlichen Kontext nicht fehlen dürfen: *Emil Lask*, *Georg Lukács* und *Emil Lederer*, alle drei jüdischer Herkunft und Privatdozenten oder Habilitanden vor dem Ersten Weltkrieg. *Eva Karádi* zeigt das Drama, in dem sich *Lask* befand, in dem Versuch, die Postulate des von *Windelband*, *Rickert* und *Weber* vertretenen Neukantianismus zu erfüllen und die damit verbundene Verunsicherung in der eigenen Lebensführung. *Georg Lukács* entzieht sich – wie *Mihály Vajda* eindringlich schildert – dem Postulat einer „Philosophie als Wissenschaft“, will „Sinnfragen“ thematisieren und sucht die „Erlösung“ schließlich im „Wissenschaftlichen Kommunismus“. *Emil Lederer* – gut skizziert von *Hans Ulrich Eßlinger* – gelingt es, Wissenschaft und Politik zu verbinden und sozialpolitische Programme zu entwickeln. Durch ihn wurden sowohl *Lukács* als auch *Karl Mannheim* nach Heidelberg vermittelt. Mit *Alfred Weber* prägte er das liberale und sozialpolitisch engagierte Milieu in den zwanziger Jahren.

Der südwestdeutsche Neukantianismus prägte die Heidelberger Diskurse mit seiner Unterscheidung verschiedener Wertsphären und der Verschärfung des Wissenschaftsbegriffs für die Kulturwissenschaften. In der Sicht *Max Webers* – die *Wolfgang Schluchter* in seiner hier abgedruckten Einleitung zur Edition der beiden berühmten Reden „Wissenschaft als Beruf“ und „Politik als Beruf“ in der *Max Weber*-Gesamtausgabe nochmals herausstellt –, ergibt sich aus der Unversöhnlichkeit gegensätzlicher Wertsphären das Gebot, sich jeweils asketisch in den Dienst einer dieser Wertbeziehungen zu stellen und eine Lebensführung zu wählen, die durch Entsagung zur Persönlichkeitsbildung führt. Verschiedene Polarisierungen ergeben sich: zwischen Politik und Wissenschaft, zwischen Ethik und Erotik, zwischen Erkenntnis und Erlebnis, zwischen Verantwortung und Gesinnung, zwischen Religion und Wissen. Die Heidelberger Diskurse drehten sich um die Begründbarkeit dieser Unterscheidungen, um die Vermittlung der zwischen ihnen bestehenden Konflikte, um die Möglichkeiten einer Synthese und um die Konsequenzen dieser Prinzipien für die eigene Lebensführung. Wenn es eine „geistige Geselligkeit“ gab, dann war dies eine endlose Diskussion um die relative Autonomie von Wertsphären.

In der Diagnose bestand vielfach Einigkeit über die Differenzierung und Säkularisierung der Kultur, über die einseitige Rationalisierung des Lebens unter der Macht von Kapitalismus und Bürokratie, über das Auseinandertreten von „objektiver“ und „subjektiver“ Kultur. *Windelband* hatte schon 1878 die Diagnose formuliert (76), *Simmel* von der „Tragödie der Kultur“ gesprochen (100) und *Weber* zitierte: „Fachmenschen ohne Geist, Genußmenschen ohne Herz“. Doch die Dramatik der „geistigen Geselligkeit“ in Heidelberg lag nicht in der Diagnose, sondern in den Konsequenzen, die daraus gezogen wurden für die individuelle Lebensführung und für die Konstruktion von Sinngebungen für den einzelnen und die Gesellschaft, für politische Optionen und Programme kultureller Erneuerung. Die „erotische Bewegung“ und die Anerkennung der Erotik als einer eigenen Wertsphäre mit spezifischer Irrationalität ergriffen die „geistige Geselligkeit“ und das Leben ihrer Teilnehmer. Die Dialoge und Trialoge zwischen *Max Weber*, *Marianne Weber*, *Else Jaffé* und *Alfred Weber* – die zum Teil in den Beiträgen von *Tilman Allert* und *Bozena Choluj* zur Sprache kommen – dokumentieren dies ebenso wie die charismatischen und homoerotischen Bindungen im George-Kreis. Die Hoffnungen auf eine neue Kultursynthese finden sich christlich bei *Ernst Troeltsch*, säkularisiert bei *Alfred Weber*; beide fehlen leider in diesem Band. Die politischen Optionen schwankten zwischen einem Elitismus der charismatisch Begabten (*George*), einem massendemokratisch legitimierten parlamentarischen Führer (*Max Weber*), einem sozialdemokratischen Korporatismus

(*Lederer*), einer selbstreflexiven Intelligenz (*Mannheim*), einer geschlossenen politischen Weltanschauungspartei (*Lukács*), einem sich vergemeinschaftenden Faschismus (*Robert Michels*). Es sind dies die Optionen der zwanziger Jahre, die ihre Begründungen vor dem Ersten Weltkrieg finden und die auch in einer Topographie Heidelbergs nicht hätten fehlen dürfen.

Das Spannende an Heidelberg sind die pluralen Positionen, der Diskurs über Unvereinbares auf der Grundlage individueller Empathie. Die Präention, der eigenen Lebensführung normative Gültigkeit zuzuschreiben, bei *George* am deutlichsten ausgeprägt, aber auch bei *Max Weber* sichtbar, wird durch die Respektierung von „objektiven“ Ambivalenzen gebrochen, und trotz der zuweilen scharfen Grenzziehungen herrscht Toleranz mit Mißbilligung, nicht Ausschluß mit Verurteilung. Der schärfste Kontrast bestand zwischen *Max Weber* und *Stefan George*. Die Beiträge von *Rainer Kolk* und *Stefan Breuer* über *George* und seinen Kreis zeigen die Spannungen, auch wenn sie auf das Heidelberger Milieu nur beiläufig eingehen. *Breuers* Interpretation der charismatischen Bedürfnisse des „Meisters“ und des Unterwerfungszwangs der Jünger mit Hilfe von Thesen zur Psychopathologie des gestörten Narzissmus von *H. Kohut* sind interessant, doch in meinen Augen einseitig auf individuelle Dispositionen der Selbstvergewisserung fixiert. Der Jünger- und Jüngerinnenkreis ist diffuser, als daß er mit dieser These erfaßt werden könnte. Doch so scharf die Unterschiede, so gibt es gerade in Heidelberg eine „Vermittlungsszene“, die die unlösbare Konfrontation vermeidet. Zu dieser gehören das Ehepaar *Gothein*, *Edgar Salin* und auch *Alfred Weber*. Die Heidelberger „Schachteln“ waren nie verschlossen, Grenzgänger und Außenseiter hoben die Deckel.

Wichtig sind auch die Überschreitungen von Herkunfts- und Altersgruppen. In der Universität herrschte bis Ende der zwanziger Jahre eine liberale Mehrheit, die Juden nicht diskriminierte. Die Liberalität der Universität fand ihre Stütze im Karlsruher Kultus- und Unterrichtsministerium. Für die Jahrzehnte vor dem Ersten Weltkrieg darf daher *Karl Böhm* nicht vergessen werden; er gehörte zu den bedeutenden Universitätspolitikern der Zeit. In der Philosophischen Fakultät wurden im Jahrzehnt 1897-1907 zehn von sechzehn Lehrstühlen neu besetzt. An die Stelle der alten Geheimräte trat eine Kohorte, die überwiegend zwischen 1860 und 1870 geboren wurde. Der Heidelberger Diskurs wurde geführt zwischen altersgleichen Professoren, in den die jüngere Generation der Jahrgänge 1875 bis 1885 eingebunden wurde. Nehmen wir einerseits *Max Weber* (geb. 1864) und *Stefan George* (geb. 1868) und andererseits *Emil Lask* (geb. 1875) und *Georg Lukács* (geb. 1885), so spannen sich zehn bis zwanzig Jahre zwischen den Protagonisten des Heidelberger Diskurses. Diese Altersabstände konnten noch übersprungen werden, zumal dann, wenn der Interaktionskontext außerhalb der formalisierten Universitätsstrukturen stattfand, etwa bei privaten Zusammenkünften mit *Max Weber*, *Alfred Weber*, *Gundolf* oder *Gothein*. Stichworte dazu finden sich im Aufsatz von *Gesa von Essen*. Und schließlich darf man die Öffnung des intellektuellen Diskurses für Frauen wie *Camilla Jellinek*, *Marie Luise Gothein*, *Marianne Weber*, *Else Jaffé* nicht vergessen. Sie waren nicht nur Medien und Vermittlerinnen, sie repräsentieren distinkte Ausdrucksformen moderner Weiblichkeit in reflexiver Verknüpfung mit den Debatten über die moderne Kultur. Der Beitrag von *Meike Sophia Baader* über *Gerta von Ubisch* ist dazu eine willkommene Bereicherung. Brücken verbanden getrennte Ufer, bis der Nationalsozialismus sie sprengte. Aus den Ambivalenzen wurden Eindeutigkeiten. Der Heidelberger Geist wird zu einer Erinnerung. Ach, Heidelberg, du feine!